

Pianistisches Ereignis – kaum noch spielbar

VON NIKOLAUS CYBINSKI

«Gare du Nord Erstmals waren in Basel György Ligeti's «Études pour piano» gesamtthaft zu hören. Ein pianistisches Ereignis.

Der Titel, den Ligeti seinen in den Jahren 1985 bis 2001 komponierten 18 Stücken gab – «Études pour piano» – erinnert bewusst an die 12 «Études» Claude Debussy's, die ihrerseits an die 12 «Grandes Études» Frédéric Chopin's erinnern. Johann Sebastian Bach begründete eine Tradition, die über Domenico Scarlatti, Carl Czerny, Robert Schumann bis zu Dmitri Schostakowitsch reicht und zum Ziel hat, die Möglichkeiten des Tasteninstrumentes kompositorisch zu erforschen und nebenbei noch die «Geläufigkeit» seiner Spieler zu testen. Einem solchen Test unterzog sich am Samstag in der Gare du Nord Thomas Hell, und was er dabei an pianistischem Können zeigte, war fantasie- und grandios.

Experimente mit Hemiolen

Ligeti experimentiert in den «Études» zum einen mit Anschlagstechniken, zum andern aber, und das ist entscheidend, mit Rhythmen im Allgemeinen und Hemiolen im Besonderen. Hemiolen sind rhythmische «Rückkungen», die durch wechselnde Betonungen der schweren und leichten Taktteile entstehen. Was uns vielleicht exotisch vorkommt, reicht jedoch zurück bis in die Musik des Mittelalters, findet sich auch in Schumann's Klaviermusik und ist heute für Jazzpianisten nichts Ungewöhnliches.

Ligeti liess sich von den «Studies for Player Piano» des Amerikaners Conlon Nancarrow (1912–1997) anregen, der so komplexe Musik schrieb, dass er sie vorsorglich auf Walzenmechanischer Klaviere fixierte, weil er annahm, dass sie unspielbar seien. Doch Ligeti komponierte seine «Études» für Pianisten, nur die 14. existiert auch für mechanisches Klavier.

«Eine Art organisiertes Chaos»

Was in dieser Musik sich rhythmisch-tönend konzentriert, ist hörend nicht mehr rational zu fassen. Ligeti spricht von einer «grossten Informationsdichte», die der Zuhörer nur als eine Art organisiertes Chaos wahrnimmt, in dem er «ständig zwischen einem Eindruck von Ordnung und Unordnung hin und her pendelt.» Folgerichtig heisst gleich die erste Etüde aus dem Premier livre «Désordre». Doch da die Titel der einzelnen Etüden nicht als Programm zu lesen sind, sind sie auch nicht wörtlich zu verstehen. Gesamthalt: Diese Etüden sind Klaviermusik als Exerzitium.

Im Gespräch mit Heidi Zimmermann verriet Hell, wie technisch vertrackt und höllisch schwer diese Musik zu spielen ist; 300 Übungsstunden brauchte er für sie. Doch die ersten Höreindrücke sagen, dass sie Musik sind, Musik von anmildernder Vielfalt und Vitalität, dann auch wieder von scheinbar einfacher Liedhaftigkeit und Anmut. Gerade in den ruhigen Stücken meint man zu hören, dass sie sich, wie Ligeti meinte, «wie wachsende Organismen verhalten». Und in den schnellen mit ihren abenteuerlichen Rhythmen und unberechenbaren Akzenten werden sie bei aller halbbercherischen Virtuosität nie zu mechanischen Übungen.

Sicher, Ligeti geht an die Grenze der Spielbarkeit, und Hell sagte, er habe die Hände getrennt geübt, doch diese Musik wird nie Selbstzweck, wird nie manieristisch, sondern überrascht immer erneut, und sei es durch Ligeti's Kunst des Schliessens. Verblüffend zu hören, wie einfallreich er so manche Ekstase rasch zur Ruhe bringt und friedlich ausklingen lässt. Das mit Hells pianistischer Souveränität zu hören, wurde zum beglückendsten Erlebnis. Ganz langer, heftiger Beifall.

Basel will nicht in die Bresche springen

Theater-Abstimmung Im Stadtkanton ist man nach dem Nein des Baselbieter Volks enttäuscht

VON YEN DUONG

Die beiden Basler Vorlagen – Tagesschul-Initiative und Finanzreferendums-Initiative – spielten gestern im Rathaus nur eine Nebenrolle. Nervös blickten die Basler Politiker Richtung Baselbiet. Als kurz vor 13 Uhr klar wurde, dass der Landkanton in den nächsten vier Jahren nicht 17 Millionen Franken mehr ans Theater Basel zahlen möchte, gab es nur noch lange Gesichter im Abstimmungsforum.

Für Regierungspräsident Guy Morin ist der Entscheid des Nachbarkantons ein herber Rückschlag: «Ich bin sehr enttäuscht, dass die Baselbieter Regierung und der Landrat das Volk knapp nicht hinter sich bringen konnten», sagt der Kulturminister. Da der Stadtkanton seine Subventionserhöhung von jährlich 1,5 Millionen Franken (Basel-Stadt zahlt derzeit rund 4,6 Millionen Franken, Baselland 4 Millionen pro Jahr) an ein Ja aus dem Baselbiet gekoppelt hat, müssen Regierung und Grosser Rat jetzt über die Bücher.

Über mögliche Konsequenzen kann Morin noch nichts sagen. «Es hängt davon ab, was wir neu aushandeln werden. Und diese Verhandlungen müssen zwingend rasch erfolgen – das Theater braucht Planungssicherheit.» Wichtig ist für den «Stap», dass das Theater trotz dieses Entscheids nicht infrage gestellt wird – zu wichtig sei dieser «Leuchtturm».

Falsches Signal Richtung Basel

Der gestrige Abstimmungsantrag ist ein schwarzer Tag für die Partnerschaft der beiden Basel – trotzdem: «Dieser Entscheid darf die künftige Zusammenarbeit auf keinen Fall belasten. Die Baselbieter Regierung muss in die Pflicht genommen werden, ihre Bevölkerung von der Partnerschaft zu überzeugen», meint Morin. Derweil findet David Wüest-Rudin, Präsident der Grünliberalen, dass der Entscheid die Partnerschaft «ein Stück» infrage stellt. «Es war ein falsches Signal der Baselbieter nach Basel-Stadt.» Für das Theater werde es nun «ganz schwierig», betont Grünen-Präsident Jürg Stöckli. Es sei ein Beschluss, der die Partnerschaft nicht gerade einfach mache.

«Dieser Entscheid darf die Zusammenarbeit auf keinen Fall belasten.»

Ebenfalls sehr enttäuscht zeigte sich SP-Präsident Martin Lüchinger: «Rein emotional gehen wird das die Partnerschaft belasten.» Jedoch dürfe man die Zusammenarbeit des-

«Dieser Entscheid darf die Zusammenarbeit auf keinen Fall belasten.»

Guy Morin, Regierungspräsident

wegen nicht hinterfragen. Für Lüchinger steht fest: Das Theater ist in Gefahr. «Es wird wohl einen einschneidenden Leistungsabbau geben. Denn Basel-Stadt wird die Subvention für Baselland nicht übernehmen.» Dieser Meinung ist auch FDP-Präsident Daniel Stolz: «Dass wir jetzt mehr zahlen, kommt nicht infrage. Ansonsten geben wir den Baselbietern recht, die vor der Abstimmung behaupteten, der Stadtkanton würde sowieso in die Bresche springen.»

Und auch SVP-Präsident Sebastian Fehrer findet: «Es kann nicht sein, dass Basel-Stadt mehr zahlt.» Enttäuscht über das Resultat ist der Nationalrat allerdings nicht. «Solange Basel-Stadt diktiert und Baselland nur zahlen muss, wird es immer so herauskommen.» Er sieht die Lösung in einer gemeinsamen Trägerschaft – wie es bereits bei der Universität der Fall ist. Eine gemeinsame Trägerschaft für das Theater Basel hat die Baselbieter Regierung jedoch vor drei Jahren abgelehnt.



Guy Morin rümpft die Nase über die Baselbieter Resultate. ANDREAS MAURER

Grosses Solo für zwei Tänzerinnen

Tanztage Basel Von anregend bis dilettantisch – sehr unterschiedliche Gastspiele zum Abschluss

VON ALFRED ZILTENER

«Wer bin ich und wenn ja wie viele?» fragt ein populärwissenschaftlicher Bestseller. In «A piece danced alone», der neuen Produktion der Zürcher Tänzerin und Choreografin Alexandra Bachzetsis, die im Rahmen der Tanztage Basel in der Kaserne gastierte, sind sich zwei – die schwarzhaarige Bachzetsis und ihre blonde finnische Kollegin Anne Pajunens.

Zwei vom Typ her ganz unterschiedliche Tänzerinnen, deren genau gleichen Kostüme jedoch ihre Identität suggerieren. Im Lauf des Abends scheinen sich die Persönlichkeiten denn auch immer wieder aufzulösen, die beiden Frauen zu einer zu verschmelzen. Zunächst aber stellt sich jede ganz selbstverständlich als eigenständige Person vor, referiert kurz über ihre bisherige Laufbahn und tanzt.

Kaum wahrnehmbare Unterschiede

Bachzetsis beginnt mit Disco-Moves, schwingt ihre Hüften, lässt die Achseln kreisen und bewegen wie Wellen durch ihren Körper wandern. Pajunens nimmt dieses Repertoire auf, verändert und erweitert es. Damit ist Bachzetsis Thema etabliert: die Frage nach der Wiederholbarkeit von Bewegungen. Sind identische Bewegungen wirklich identisch? Natürlich nicht. Das zeigt sich später, wenn beide Frauen fast gleichzeitig die gleiche Geste machen: Kaum wahrnehmbare Unterschiede schaffen eine individuelle Prägung. «A piece danced alone» ist im Grunde ein

grosses Solo, verteilt auf zwei Tänzerinnen. Immer wieder erstarbt die eine in der Bewegung und die andere führt diese bruchlos weiter. Wenn passagenweise beide verummumt auftreten, ist nicht mehr zu entscheiden, wer gerade auf der Bühne steht.

Mit solchen Verschmelzungen spielt der Abend wiederholt, etwa wenn Bachzetsis Kopf auf dem Bildschirm am vorderen Rand der Bühne durch Morphing langsam zum Kopf Pajunens mutiert. Schliesslich steht Bachzetsis direkt hinter die Kollegin und wenn ihre Linke und Pajunens Rechte parallel durch die blonden Haare fahren, sind

wir überzeugt, dass sie der gleichen Person gehören.

Nach diesem anregenden, von zwei hervorragenden Tänzerinnen getragenen Abend hätte Sara Gebrans «La Santa Lucha vs Royal Rumble» im Birsfelder «Rox» den Tanzta-

Sind identische Bewegungen wirklich identisch? Natürlich nicht.

gen einen letzten, vergnüglichen Höhepunkt bringen sollen. Es kam anders. Die in Venezuela aufgewachsene, in Skandinavien lebende Tänzerin und Choreografin beschäftigte sich in ihrem Stück mit der «Lucha libre», dem mexikanischen Wrestling. Anders als bei uns ist Wrestling in Mexiko offenbar tief verwurzelt, die «luchadoras», die

Kämpfer in bunten Kostümen und Masken, sind volkstümliche Helden. Ihre Ring-Schlachten stehen symbolisch für den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse – den natürlich die Guten gewinnen.

Nicht enden wollendes Training

Davon erzählte Gebran, selbst als grotesker «luchador» kostümiert, im ersten Teil ihrer Performance, einem unbeholfen improvisierten Vortrag, der am Schluss mit einer langen Liste von Kämpfern ermüdete. Dann führte sie zusammen mit einigen Tänzerinnen ein nicht enden wollendes Training vor. Die Damen würgten einander, warfen sich zu menschenhaften aufeinander und beschimpften sich, wie das mexikanische Wrestling offenbar so tun. Damit die Zuschauer sich dabei nicht allzu sehr langweilten, waren sie zuvor mit Tröten und Trillerpfeifen ausgerüstet worden und mussten abwechselnd Papierstreifen hochhalten.

Zweifellos wäre Wrestling ein dankbares Objekt für das Theater, doch eine plumpe Imitation ist keine szenische Auseinandersetzung. Natürlich wurden die Machos hier von Frauen gespielt, aber dieser pseudo-kritische Effekt ist sehr abgenutzt. So sah man fassungslos zu, wie die Produktion auf den dilettantischen Nullpunkt abstürzte. Sie erholte sich auch nicht mehr, als im dritten Teil Gebran sich in verschiedene Figuren nach den Wünschen des inzwischen eher apathischen Publikums verkleidete, dabei pausenlos und immer unverständlicher quasselnd.

■ ÜBERZUGEND: BREITES SPEKTRUM

Flops sind das Risiko eines Festivals; das hat sich beim letzten Gastspiel im Rahmen der Tanztage Basel wieder einmal gezeigt. Das ist nicht weiter schlimm, solange der Rest des Programms überzeugt. Und das war hier durchaus der Fall: Wir haben ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher künstlerischer Ansätze und tänzerischer Sprachen gesehen. **Gelohnt**

hat sich vor allem der Entscheid, auch Produktionen aus dem Ausland einzuladen. So waren der lebenspralle Auftritt von «Les Slova» aus Brüssel und das unprätentios ehrliche Selbstporträt des Tänzers Cédric Andrieux Höhepunkte des Festivals. Daneben konnten die Schweizer aber durchaus bestehen, etwa Alexandra Bachzetsis, die philosophische Fragen

mit tänzerischer Vitalität verband, und vor allem die Genfer Compagnie «Alias», deren «Side-ways rain» die Tanztage fulminant eröffnete. Und nicht zuletzt: Die von der Kaserne Basel und dem Birsfelder «Rox» gemeinsam organisierten Tanztage sind ein Vorbild für die fruchtbare kulturelle Zusammenarbeit über die Kantonsgrenzen hinweg. (ZIL)